

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 1 ***

www.literaturhaus-graz.at/die-corona-tagebuecher-1/

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Benjamin Quaderer,
Julya Rabinowich, Angelika Reitzer, Kathrin Röttgla,
Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Kontakt Presse:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel: 0316/3808372 oder 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

Inhalt

HELENA ADLER	3
BETTINA BALÀKA	5
BIRGIT BIRNBACHER	8
ANN COTTEN	9
NAVA EBRAHIMI	11
VALERIE FRITSCH	14
MONIKA HELFER	15
LUCIA LEIDENFROST	17
CHRISTIAN MÄHR	20
BENJAMIN QUADERER	21
JULYA RABINOWICH	23
ANGELIKA REITZER	24
KATHRIN RÖGGLA	26
THOMAS STANGL	28
MICHAEL STAVARIČ	31
DANIEL WISSER	34
BIOGRAFIEN	37

Helena Adler

Quarantamo, I. Warten auf Corona

Und wenn es aber kommt? Dann bunkern wir uns ein! Dann bersten wir davon!
Dann bleiben wir daheim.

Ich verabschiede Mann und Sohn ein letztes Mal. Eigentlich grenzt es schon an deftiges Unbehagen, sie gehen zu lassen. Aber das tut es auch außerhalb dieser Umstände, meine Zeit ist immer Krise. Wer hätte schon gedacht, dass der Orkan Sabine der Sturm vor dem richtigen Sturm wird. Ich gamble mich auf unser Kana-pee im Wintergarten, der als Wohnraum dient, und schaue auf eine halbvolle Kiste mit meinen Büchern, die man derzeit nur mehr online kaufen kann. *Die Infantin trägt den Scheitel links*. Jetzt bin ich eine Provinzberühmtheit, das ist schlimmer als vereinsamt und anonym. Hier im Wintergarten bin ich ein gläserner Mensch, zumindest für diejenigen Personen, die so groß sind, dass ihr Kopf über die Hecke am Parkplatz reicht. Während der alte Laptop meine Oberschenkel aufbrennt, blendet die Sonne von oben herein. UV-Strahlen, aber kein Vitamin D. Sollte einmal die Sonne scheinen, wenn ich sterbe, fühle ich mich verarscht. Ich kurble die Markisen herab und füttere Mops und die Kleine. Die Tür lasse ich einen Spalt breit offen, nur, um mir selbst zu beweisen, wie mutig ich bin.

Draußen hat sich nichts verändert: die Lärmschutzwand steht noch immer aufrecht und umgibt unseren Garten wie einen Hortus Conclusus. Da sitzen wie immer die Elstern auf den Baumkronen der Pappeln und halten ihr Gleichgewicht mit den langen Schwanzfedern, aber ihre Schnäbel nicht. Da queren die Möwen über meinem Kopf, die alle Sperrzonen ignorieren, da linsen die Berge zwischen den Häusern hindurch, da biegt der beige Nachbarslabrador Punkt zehn Uhr um die Ecke, um die Katzenfutterreste aufzuschlecken. Da stürzt eine Amsel vom Dach und zwei Zitronenfalter pressen sich im Flug aneinander. Da tauchen die Buckel der Lastwägen über der Gartenmauer auf und wieder unter wie Wale im Meer. Und die Delphine kommen wieder an die Strände Triests, beweist ein Video im Netz. Wie schön das war, als er mir vor zehn Jahren die Welt gezeigt hat, die *Duineser Elegien* vorgelesen, nachdem wir an den Klippen vorbeizogen mit dem

Schloss Duino und Miramare im Rücken. Wie blutjung ich war und wie grau er jetzt ist. Jetzt gehe ich nirgendwo hin. Nur manchmal besuche ich die Italiener im Hinterhaus, die ihr Auto seit vier Wochen im Garten dahinter verstecken. Die Schwester meines Mannes, die Bachmann-Dissertantin und ihren Ehemann. Ich bin froh darüber, mir so eine gebildete Familie ausgesucht zu haben, wenn, dann gehe ich intellektuell zugrunde, was mir auch nichts nutzen wird. Ich frage den Schwager, was Corona und ich gemeinsam haben und rücke gleich mit der Antwort raus: den zeitgleichen Durchbruch. Nur stiehlt mir das Schwein jetzt die Show. Fast all meine Lesungen wurden abgesagt: Leipzig. Berlin. Wien. Graz. München. Bern. Zürich. Die Bazille dringt ins Voralpenland, überquert die Alpen wie einst Napoleon in die Gegenrichtung und genauso wenig elegant wie dieser. Auf alten Menschen reitend. Wieso nicht auf edlen Elefanten? Wie sieht es eigentlich aus, dieses Scheißtrum? Ein bisschen wie ein giftiges Kinderspielzeug mit Plastiksaugnäpfen. Made in China. Wie dieses Ding, das beim Werfen am Fenster kleben bleibt. Und jetzt dockt es an Lungen an, es liebt Lungenbraten. Ich hole tief Luft. Noch keine Anzeichen. Der arbeitslose Clown stolpert lautlos an der Einfahrt vorbei. Ganz ohne Verkleidung, nur ein paar rote Mitleidsmasken zieren seine übergroßen Schuhe. Wir grüßen uns aus der Ferne und ich schaue auf seine Handgelenke, weil er das letzte Mal über Arthrose geklagt hat. Zu viele Luftballontiere, die er seit Jahren im Sekundentakt geformt hat. Eine Berliner Freundin ruft mich an und erzählt mir, sie hätte mein Buch in einem hippen Laden in Neukölln gesichtet. Die Infantin breitet sich aus. Aber das Virus ist vermutlich auch schon dort. Unsichtbar. Schmachtet nach Sozialkontakten und kleinen Berührungen. Langsam und lau breitet sich ein Feeling, wie ich es bei Filmen wie *The Stand* von Stephen King, *Outbreak* oder *Melancholia* von Lars von Trier hatte, aus. Und irgendwo ganz tief in meiner Brust, da sitzt doch dieses Urvertrauen, das mir sagt, diese Geschichte, diese Wuhan-Pest wird für uns glimpflich ausgehen. Zumindest für meinen Sohn, meine Angehörigen und vielleicht sogar für mich. Als wären meine Familie und ich das Auge des Tornados, als würden wir alles in vollkommener Windstille von unserem wohl temperierten Glaskasten aus beobachten. Als gäbe es in unseren vier Wänden die Ruhe, nur draußen den Sturm. Als wären nicht vier meiner aus fünf Personen bestehenden Ursprungsfamilie Hochrisikopatienten. Als hätte

meine Schwester weder Diabetes noch Insulinresistenz, schon gar keine schwergradige COPD und Schlafapnoe. Als hätte mein Schwiegervater, der seit Wochen auf der Intensiv liegt, einen ersten Logenplatz in der Versorgung. Als hätte der infizierte Anästhesist einen großen Bogen um ihn gemacht. Als hätte ich alles mit Glauben im Griff. Lazarettwind pfeift in meinen Ohren. Der Frühling räumt den Winter auf. Am Abend vertreiben die Straßenlaternen billiges Licht. Sie beleuchten die Bühne unseres Forum Romanum. Ein gebrochener Triumphbogen, eine angefangene Mauer, kleinere Ruinen direkt in unserem Garten. Die Igel klirren mit dem Abendgeschirr.

Bettina Balàka

Wie so oft brauchte ich eine Therapiestunde, um festzustellen, ob ich spinne oder die anderen. Wie praktisch, immer stellte sich heraus, dass die anderen spannen, einschließlich meiner Therapeutin.

„Kein Händeschütteln?“, sagte sie, zog eine Augenbraue hoch und die Hand zurück. „Solche Angst haben Sie?“

„Ich möchte mich, ehrlich gesagt, auch nicht auf die Couch legen“, sagte ich.

„Obwohl jeder Patient ein eigenes Pölsterchen bekommt?“, lächelte sie.

„Man kann auch neben das Pölsterchen husten“, sagte ich schuldbewusst und setzte mich auf den Fauteuil, ohne die Armlehnen zu berühren.

Hysterie, Soziophobie, Berührungsängste. Mysophobie: die krankhafte Angst vor Ansteckung mit Bakterien oder Viren. Symptome: extremes Kontaktvermeidungsverhalten sowie übersteigertes Wasch- und Putzzwang.

Fünzig Minuten lang erzählte ich also von meinen Ängsten. Im Familienkreise war mir untersagt worden, über das Corona-Virus zu sprechen, insbesondere nicht in Gegenwart meiner Schwägerin. Sie war vor kurzem Mutter geworden und ihre Seelenruhe würde am ehesten dadurch zu gewährleisten sein, dass man sie von Informationen zur Infektionsverhinderung tunlichst fernhielt. Ein Freund erzählte

mir schmunzelnd, dass es in Italien nur deshalb so viele Corona-Fälle gebe, weil dort so viel getestet würde, den faszinierenden Umkehrschluss implizierend, dass das Virus durch Abschaffung des Tests auf einfache Weise beseitigt werden könne. Auf Veranstaltungen und Dinnerpartys wurde gebusselt, was das Zeug hielt, immunsupprimierte und stark hustende Personen fielen einander um den Hals, während ich als schwarze Cassandra körperkontaktlos herumstand und verächtliches Gelächter über meine „irrationale Panik“ zu hören bekam.

Ein bisschen fühlte ich mich wie Camille Claudel. Sie soll an der Wahnvorstellung gelitten haben, Auguste Rodin würde in ihr Atelier einbrechen lassen, um ihre Skulpturen zu zerstören – was höchstwahrscheinlich daran lag, dass Rodin in ihr Atelier einbrechen ließ, um ihre Skulpturen zu zerstören.

„Woran könnte es liegen, dass Sie das Corona-Virus mehr in Angst und Schrecken versetzt als andere Menschen?“, fragte meine Therapeutin.

„Weil ich italienische Zeitungen lese?“, sagte ich. Sie schwieg. Es war auch gar nicht nötig, dass sie etwas sagte. Da man die Welt nicht ändern kann, ist der therapeutische Ansatz immer der, dass der Patient etwas an sich ändern muss. Und das bedeutete im konkreten Fall, dass ich mich besser fühlen würde, wenn ich keine italienischen Zeitungen mehr las.

Vielleicht, fuhr ich fort, liege es aber auch daran, dass ich die Reiskorn-Parabel kenne und daher eine deutliche Vorstellung von exponentiellem Wachstum hätte. Ich hätte mich nämlich im Zusammenhang mit Vampiren damit beschäftigt. Der logische Haken an allen Vampirgeschichten sei Folgendes: Wenn jeder Vampir jeden Monat einen Menschen aussaugen, also „infizieren“ würde, wären schon nach wenigen Monaten alle Menschen Vampire.

„Vampire ...“, sagte meine Therapeutin besorgt.

Ich endete mit der Erklärung, dass meine größte Angst darin bestehe, die österreichische Bundesregierung würde sich genauso irrational verhalten wie mein durchwegs aus intelligenten und gebildeten Menschen bestehender Bekanntenkreis. „Sogar Ärzte spielen alles herunter!“, rief ich und wusste, dass ich mich spätestens in diesem Moment argumentativ ruiniert hatte.

Am nächsten Morgen verkündete die österreichische Bundesregierung erste Maßnahmen zur Eindämmung des Corona-Virus.

Nun ging es ums Einkaufen. Beziehungsweise um die entspannte Verweigerung, etwas einzukaufen, zumindest nicht mehr als das Übliche, am besten maximal ein Semmerl und zwei Äpfel, denn alles andere wäre ja dummes Vorräteanlegen, ja: Hamstern gewesen.

Ich beschloss, in aller Ruhe Lebensmittel, Tierfutter und Hygieneartikel aufzustocken. Immerhin hatte ich lebenslange Erfahrung mit jenem entspannten Teil der Bevölkerung, der uns Hysterische mit Hohn und Spott überhäuft, sich aber gnadenlos auf uns verlässt. Bei einer Bergwanderung etwa pflege ich einen Liter Wasser mitzunehmen, sowie etwas Wegzehrung für den Fall der Unterzuckerung. Zunächst werde ich ausgelacht wegen der uncoolen Vorbereitungen und der spießigen Schleppelei. Spätestens nach einer halben Stunde Aufstieg aber fleht man um ein Schlückchen von meinem Wasser, und nach eineinhalb Stunden wird dramatisch an mein Gewissen appelliert, doch mein Jausenbrot an Bedürftige abzugeben, bevor noch etwas Schlimmes geschieht.

Nun also sagten die Entspannten: Wozu denn etwas einlagern – wenn es soweit kommen sollte, dass man in Quarantäne muss, kann man ja noch immer Freunde/ Verwandte/ Nachbarn bitten, einem alles Nötige zu besorgen und vor die Tür zu stellen!

Man kann aber auch, finde ich, seine Umwelt schonen und sich um sich selber kümmern, anstatt vor lauter Lässigkeit die anderen zu Dienstleistungen zu zwingen. Wer in Quarantäne muss und nicht genügend Lebensmittel zu Hause hat, verlässt sich darauf, dass Menschen für ihn sorgen, die noch nicht infiziert sind – möglicherweise, weil sie etwas „hysterischer“, sprich vorsichtiger waren.

Birgit Birnbacher

11.03.2020: mann beim spar: *ah geh bitte. er sei heute auf die schranne gefahren, ganz normal mit bus und alles, hendlhaxn kauft, zurückfahrn, nix passiert.*

11.03.2020: ein freund hat immer gesagt, eine erscheinung im frühjahrsprogramm sei eine schlechte idee. aus gegenwärtiger sicht würde ich zustimmen.

12.03.2020: sms des freundes: *sei nicht traurig, der buchhandel wird dich retten.*

13.03.2020: regierung verkündet die schließung der buchläden.

13.03.2020: whatsapp von freundin, die auch ein kind hat: *hättest du zur not mehl zuhause oder kaufst du welches ein?* ich antworte – *nein*, schaue aber nach.

13.03.2020: lektüre: daniel dafoe *die pest zu london*. fehler.

13.03.2020: kolumne für die ZEIT zum thema alpenkitsch zur abgabe in 48 stunden angenommen: an was anderes denken.

13.03.2020: die kindergärten schließen. zum ersten mal bin ich auch kurz ein bisschen dankbar für die zig ausgefallenen lesungen.

13.03.2020: beim dm: die frau vor mir ist über 60 und kauft alles mehl von dinkel bis vollkorn und weizen und normal und zig packungen haferflocken und milchbrei. alles kloppapier ist weg, küchenrolle auch. das seifenregal ist voll.

14.03.2020: kolumne abgegeben mit dem sonderbaren gefühl eines erwachsenen, der nicht mehr so spielen kann wie ein kind.

14.03.2020: eine verwandte schreibt anlässlich einer nahenden feierlichkeit: *also ich mach mir höchstens sorgen wegen der coronapanik. hab mich letztes jahr um die selbe zeit schon eingehender mit dem virus beschäftigt....soll in marokko von kamel übertragen werden....doch auch damals wie auf der diesjährigen reise kein problem.*

14.03.2020: mein kind und ich füttern schwarze kühe in der sonne, wo niemand ist. wir werfen alten sellerie über den zaun und 1 birne. den sellerie beschnuppern sie lang, fressen ihn dann aber doch. wir streicheln sehr lange eine ziege, auch die hörner. die ziege bleibt bei uns stehen, obwohl wir nichts mehr für sie haben.

Ann Cotten

2020/03/16

Wie lange habe ich mich nach einem solchen Ereignis gesehnt – um wie Naivlinge vor dem 1. Weltkrieg zu klingen. Aber es ist kein Weltkrieg. Es ist die friedlichst mögliche Art, auf die ganze Welt Druck zu machen und die Prioritäten zu überdenken sowie die Arbeitsverhältnisse endlich ernsthaft umzustrukturieren, damit eine emissionsstarke Pendelei reduziert werden kann. Ich bin wirklich froh, obwohl natürlich die Unannehmlichkeiten groß sind. Das ist unausweichlich.

In Hongkong, sagt der Guardian Australia Newsletter, können jetzt die Proteste gegen die Regierung wieder losgehen. Dank der schnellen und extremen Maßnahmen der Regierung. Das war gut! Und jetzt sieht man wie messy Kapitalismus als System, auf der Systemebene ist, und in was für Fiktionen der Westen immer so dahinlebt. Regierungskritik ist selbstverständlich immer und überall angebracht, solange die Wirtschaft, Antagonistin zur Lebenslage von Menschen, unter Verschleiß dieser gefördert wird, aber es ist blöd, wenn die Kritik pauschalen Charakter annimmt und im Rahmen der Streitkultur jeder Anlass benutzt wird, um mit den gleichen Phrasen auf die Regierung zu schimpfen. Das ist zwar eine hübsche und Menschen verbindende Tradition, wird aber nur den Dialog verhärten, der jetzt so schön aufgelockert ist.

Kurz' unpassende Art zu reden, in dem der Dunstkreis junger konservativer Flapssaufköpfe zu hören ist, fällt beim Verlesen der neuen Verhaltensregeln unangenehm auf, wobei seine Art "– Apotheke" zu sagen wieder herzhafte Diktion österreichischer Nachkriegsmenschen durchschimmern lässt. Mir kommt dieser Jargon (und die Freiheitlichen mit ihrem Magischen Realismus finden doch instinktiv sofort wieder den Weg zur Feindbildung, Kickl so: "Das Coronavirus hat alle in seinen negativen Bann gezogen", hihi, der negative Bann, das ist was für Erforschernnie des dialektischen Vaudou...). Dadurch fällt mir aber auch auf, wie lange ich schon keine akustischen Nachrichten mit Politikernnieaussagen verfolgt habe. Es ist mir unerträglich, den euphemistischen Brei in die Ohren gestopft zu bekommen, da verliere ich mich lieber in den Wogen des geschriebenen Worts im Internet, links rechts vor Fakes ausweichend, immer noch besser...

Erstaunlich aber auch die Mail eines Kollegen, der die Gelegenheit benutzt, zu Beiträgen zu seiner philosophischen Dampfseite einzuladen. Gut, ich darf nicht vergessen, während ich mit unterdrücktem Bauchgrauen einer morgen Abend anzutretenden Rückreise aus der Geisterstadt New York in die Covid-Hölle Europa entgegenehe, schauen viele Leute zwischen Klopapierstapeln bereits einer gemütlichen Quarantäne entgegen. Ich freue mich auch schon auf die Zeit zum Lesen, vorausgesetzt, diese Reise durch die Geisterwelt der Luftfahrtsinfrastruktur gelingt. Ungewisse Punkte: Ich hoffe, dass mein Freund als Nicht-EU-Bürger einreisen darf – hoffe, dass mein guter Plan für unsere vorsorgliche Selbstquarantäne die Grenzbeamten überzeugen wird. Als ich da anrief, um zu fragen, was zur Zeit die Handhabe ist und ob wir versuchen sollten, hier noch ein Zertifikat zu bekommen (was unmöglich ist, die Stadt hat so etwas wie 500 Testkits und auch die privaten Kliniken nehmen keine Leute ohne Symptome zum Test, was ja auch Sinn macht), verwies mich der nette junge Mann mit dem leichten polnischen Akzent auf die Nummer der Grenzpolizei, und dort erwischte ich eine kaum artikulationsfähige Grenzbeamtenstimme:

Grenzbeamter: Hoeawaurauh?

Ich: Hallo? Hallo? Können Sie mich hören?

Grenzbeamter: Whoahurauearst?

Ich: Sprechen Sie deutsch?

Grenzbeamter: Sprechen SIE deutsch?

Ich: Ich rufe aus dem Ausland an. Die Verbindung scheint nicht optimal zu sein.

Grenzbeamter: Heast, Hoaiwauhuargh.

Ich: Ich wollte wissen, wie zurzeit die Einreise nach Österreich aus z.B. New York gehandhabt wird.

Grenzbeamter: Houwuhahusih Deutsch?

Ich habe nach einer Weile aufgelegt, wollte es nach Schichtwechsel nochmal probieren, mal schauen. Alles ändert sich aber auch jeden Tag. Was ich wirklich sehr interessant finde. Keine Angst zu haben wäre übermütig (und Symptom meiner privilegierten Position: zum Glück habe ich gerade etwas Puffer am Konto und kann mir schnell einen neuen Rückflug kaufen – nicht selbstverständlich). Die

Angst fühlt sich an wie ein Schleimpilz, also ein vages, von mir unabhängiges Lebewesen, das ich in Form von Beunruhigung spüre, relativ unabhängig von meinem bewussten Denken. Immer wieder wird mein Körper zu angespannten Schauerkrämpfen gezwungen, während ich über etwas ganz anderes nachdenke. Ich fände es eigentlich besser, zu den Menschen zu gehören, deren Emotionen direkt aufsteigen und sie manifest handlungsunfähig machen, denn mit solchen ortlosen Beunruhigungen im Bauch treffe ich manchmal total quatschige Entscheidungen. Aber jedenfalls interessant. Hier im Kleinen des eigenen Körpers wie auf der staatlichen Ebene kann man durch so ein Ereignis, das man niemanden zur Schuld anlasten kann, die Funktionsweise der Organismen gut verstehen lernen.

Wenn die Reise über Berlin nach Wien gelingt, alles andere als gewiss, dann habe ich mich zur Quarantäne, bis meine Wohnung wieder frei ist, über Airbnb in einer Schrebergartensiedlung eingemietet. Ein bisschen pervers, aber im Vergleich mit der Miete, die ich hier in New York weiterzahlen müsste, peanuts. Der Besitzer des zu vermietenden Hauses hat eine Batterie von Mails geschickt, 1 Foto pro Mail, die den Weg in die Schrebergartensiedlung beschreiben, und auf meine scherzhaft gemeinte Frage, ob Klopapier vorhanden ist, ernst geantwortet, was mir leidtut, ich wollte ja nur das gute Einvernehmen stärken und nun denkt er, ich wäre paranoid.

Gut. Zurück zum Aufsatz über Yoko Tawada für die Japanische Gesellschaft für Germanistik. War vorgestern fällig. Ich hab noch einen Tag.

Nava Ebrahimi

Das Scheppern, wenn der Ball die metallene Elektroheizung trifft; sollte ich in zehn oder zwanzig Jahren an diese Zeit zurückdenken, an die Corona-Auszeit auf der Hütte, dann werde ich dieses Geräusch im Ohr haben.

In Gedanken versunken gehe ich durch die Stube, in Gedanken an diesen Text, den ich am Abend schreiben werde. „Mama, geh bitte aus dem Tor“, schreit mein

älterer Sohn. Mein jüngerer Sohn trifft mich von hinten mit dem Ball am Oberschenkel. Heute haben sie bestimmt schon drei Stunden Fußball gespielt auf einem Raum, der etwas größer ist, als unser abgewetzter Perserteppich. Mag sein, dass es in den Bergen erträglicher ist, wenn in der Zivilisation die Krise ausbricht und Polizisten in den Parks patrouillieren, aber in den Bergen kann man nicht Fußball spielen.

Ich gehe zurück in die Küche, schaue auf mein Handy, eigentlich möchte ich nur wissen, wie viel Uhr es ist, wann mein Mann endlich nach Hause, auf die Hütte, kommt, wann ich mit dem Text anfangen kann, den ich im Geiste schon formuliere und von dem ich die Hälfte schon wieder vergessen habe. Doch dann sehe ich noch nach, ob es eine neue Amazon-Bewertung für mein Buch gibt, ob auf Instagram ein weiterer Blogger eine Besprechung gepostet hat, wie viele Corona-Fälle an diesem Tag in Graz gezählt werden. Der Ball trifft die Vasen, die auf dem Bauernschrank stehen. Zwei fallen um, aber das ist bereits mehrmals passiert heute und ich rühre mich nicht mehr, lasse sie liegen. Ich habe ein neues Like für das Video von meinem Interview mit RBB Kultur.

Tag Eins der Quarantäne. Ich frage mich, ob ich es schaffen werde, diese Zeit sinnvoll zu verbringen, mit viel Lesen, vielleicht sogar Schreiben, mit morgendlichem Yoga, Frühjahrsputz, Waldspaziergängen oder noch besser: Waldbaden. Ob wir endlich einmal mit unseren Kindern basteln werden. Ob wir es schaffen werden, eine neue Routine zu finden, ob wir nachher sagen können, es hatte auch etwas Gutes, Entschleunigung, Besinnung. Ob wir werden sagen können, dass wir zusammengewachsen sind, als Familie, aber auch insgesamt als Gesellschaft.

Mir fällt das Corona-Tagebuch ein, ich fange wieder an, Sätze im Kopf zu formulieren. Ich werde mit dem Donnerstag vergangener Woche beginnen, mit meinem letzten Tag in Berlin. Ich sitze mit Freunden beim Vietnamesen und mein Mann schreibt mir, ich solle den nächsten Zug nach Graz nehmen. Er schickt mir einen Link zu einem Artikel im Standard mit. Sebastian Kurz appelliert an alle Österreicherinnen und Österreicher, „heimzukommen“. Verzögert verstehe ich, dass auch ich gemeint bin. Der Ausdruck „heimkommen“ löst augenblicklich etwas in mir aus. Ein Gefühl flutet mich, eine starke Sehnsucht nach meiner Familie, ein archaisches Bedürfnis sie zu umarmen und abzukapseln von der Welt. Ein Hauch von

Panik. Filiz, bei der ich übernachtete, sitzt kurze Zeit später vor mir auf einem Stuhl, ich liege bereits auf dem ausgezogenen Bettsofa unter der Decke, mir fallen schon die Augen zu, aber ich lasse Filiz nicht gehen. Ich habe Angst, einzuschlafen, aufzuwachen und zu lesen, dass alle Grenzen dicht sind. Neue beunruhigende Nachrichten, wie sie uns derzeit stündlich erreichen.

Filiz redet mir gut zu und verabschiedet sich, ihre Katze betrachtet mich eine Weile unentschlossen und folgt ihr schließlich. Ich schlage mein Buch auf und lese ein paar Zeilen. Die Stelle, die ich ein paar Tage zuvor gelesen habe, fällt mir wieder ein. Ich blättere zurück. „Damals hatte ich einfach Angst vor dem Augenblick, an dem ich das Licht auslöschten und zu Bett gehen musste. Den ganzen Abend hindurch saß diese Angst mit mir am Tisch (...) Und jeden Abend musste ich doch endlich zu Bett gehen.“ Die Kontinuität versöhnt mich ein wenig. Ich lösche das Licht, falle in den Schlaf, aber nicht tief, bleibe nahe an der Oberfläche und tauche schon um sechs Uhr wieder auf, ganz von allein. Auf dem Weg zur U-Bahnstation Herrmannplatz kommen mir ältere Männer entgegen, die schon jetzt so mitgenommen aussehen, ich betrachte die Gesichter, gezeichnet von jahrzehntelangem Nikotin- und Alkoholkonsum, und ich frage mich, ob sie Corona überleben werden. Ich zwingen mich damit aufzuhören. Eine Stunde zu früh sitze ich am Hauptbahnhof in Berlin, ein weiterer älterer Mann, nicht ungepflegt, aber mit zu vielen Rucksäcken für sein Alter, setzt sich neben mich. Er möchte sich mit mir unterhalten, er ist freundlich, ich bin freundlich, aber ich wende mich ihm nicht zu und verabschiede mich, obwohl ich immer noch dreißig Minuten Zeit habe.

Der Zug ist, entgegen der Prognose „starke Auslastung“, ziemlich leer. Ich fotografiere die freien Sitze rechts und links von mir und schicke die Fotos meiner Mutter, weil ich weiß, dass sie das beruhigt. Meine Mutter und mein Stiefvater; sie haben die Kinder, während ich unterwegs bin, obwohl es seit zwei Tagen heißt, man solle die Enkel von den Großeltern fernhalten. Aber ich wollte nach Berlin fahren, ich wollte im taz Studio lesen, ich wollte die Interviews mit Radio Bremen und RBB Kultur führen. Noch mitnehmen, was zu holen ist an Aufmerksamkeit für mein neues Buch. Wieder ein Hauch von Panik, als ich daran denke, dass es vielleicht diese zwei Tage zu viel gewesen sein könnten. Das Buch, das ich lese, liegt zuge-

schlagen auf meinem Tisch. Die Frau schräg links hinter mir tippt mich an. „*Die Wand*, ein super Buch, ich konnte es gar nicht mehr zur Seite legen“.

Ich höre die schwere Holztür, die ein wenig verzogen ist und die man immer zuwuchten muss. Mein Mann kommt mit einer Papiertüte herein, stellt die Tüte ab. „Die Regale sind leer, aber ich habe alles bekommen“, sagt er. Er küsst die Kinder, die ihr Fußballspiel nicht unterbrechen, kommt zu mir zurück, öffnet die Kühlschranktür, nimmt sich ein Bier. „Nichts als Panik und Stress heute in der Firma, gib mir fünfzehn Minuten.“ Er setzt sich mit dem Bier auf die Bank vor der Hütte und schaut in den Himmel, der dunkelblau leuchtet. Ich beobachte ihn durch das Fenster. Er nimmt einen Schluck und atmet tief aus. Gleich werden die Sterne zu sehen sein, so hell, wie sie in der Stadt nie zu sehen sind, und ich frage mich, ob er das auch heute wieder bemerken wird.

Valerie Fritsch

I. Die Welt im Menschenvakuum

Nie kann man glaubwürdiger und ungestrafter und huldvoller sagen als im Ausnahmezustand: *Alles wird gut*, und so manch einer scheint nur darauf gewartet zu haben, dass es endlich schlecht genug ist. Ein Regisseur steht am Fenster, und denkt: Es ist die Katastrophe, die ich mir immer gewünscht habe. Man übt die Aussetzung der Normalität. Es beginnt langsam. Man trainiert für den Stillstand. Man reißt die Augen auf, erkennt alles, und staunt es im Fremd-Werden an. An den Orten der Massen herrscht Menschenvakuum. Surreale Bilder wachsen in die Leere. In den Kirchen fehlt einmal nicht nur Gott, aber auch seine Gläubiger mit den in den Himmel wachsenden Forderungen bleiben aus. Es gibt Geisterspiele, Fußballsiege und -niederlagen ohne Applaus, aber vor abertausenden leeren Stühlen, und einem Schweigen. Ein leises Niesen am Gehweg genügt, dass der entgegenkommende die Straßenseite wechselt. Ein feiner Herr im Dreiteiler trägt ein Damenunterhöschen als Mundschutz. Im Supermarkt sind die Gemüseboxen aus-

geräumt, nur die Sellerieknollen stapeln sich gekränkt in ihren Boxen. Schöne Mädchen grüßen einander am Schuleingang mit den Füßen, beugen sich rückwärts und lassen ihre unförmigen Plastiksohlen zusammenstoßen wie edle Gläser. Manche, die wissen, die Einsamkeit ist überall, fahren Straßenbahn, sitzen auf weit entfernten Stühlen, schauen sehnsuchtsvoll in fremde Gesichter, fahren mit dem schmalen, ruckelnden Wohnzimmer durch die Welt, damit sie von ebendieser nicht vergessen werden. Eine Dame beugt sich zu einem Unbekannten, hat einen schrecklichen Verdacht, und sagt besorgt: Sie sehen aus, als wollten Sie sich ins Gesicht greifen. Was für ein Satz. Er versteht sie nicht, aber nimmt die feuchten Tücher wortlos entgegen, um sie tief in die Manteltaschen zu stecken. Ich bleibe mit den Buchstaben. Ich lese mein Lieblingsgedicht von Paul Celan: *Corona*. Der Dichter schreibt (...) *Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehen (...)*

Monika Helfer

Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh: wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh; denn es ist alles eitel.

Prediger 3, 19

Das hat mir ein Freund geschrieben, sieben Tage, bevor er starb.

Freitag, der 13. 3. 2020.

Freitag, der 13., an so einem Tag habe ich geheiratet, also, nach achtund-dreißig Jahren – ausgeschrieben, für mich der beste Tag, ich muss meine Gedanken ordnen. Für viele Menschen gilt Freitag, der 13. ja als Unglückstag. Ich jedenfalls bin da nicht dabei.

Corona, ich nenne ihn C, wahrscheinlich ist es ein Kind, weil es ja sächlich benannt wird. Dieses Kind ist ein Geist, und es sitzt mir im Rücken, ich sage nicht

„Nacken“, das würde bedrohlich klingen. Ich muss mich mit diesem Geist anfreunden. Sage zu ihm, komm, setz dich, was kann ich dir anbieten. Es ist jetzt 5.49 Uhr, mein lieber Mann wird mich in drei Stunden zum Frühstück wecken. Was heißt, wecken, lange schlafe ich schon nicht mehr, aber es ist schön, ihn unten in der Küche zu hören. Michael und Radio, Nachrichten – Corona-Nachrichten, wieder 5, wieder 10 Tote irgendwo. Schrecklich ist mir die Vorstellung, im Krankenhaus zu landen, niemand dürfte mich besuchen, ich würde sterben, ganz verlassen, noch schrecklicher die Vorstellung, meinem Mann würde das gleiche passieren. Wahrscheinlich nicht meinen Kindern, die sind noch zu jung zum Sterben. Wir leben zu zweit, mein Mann und ich. In einer Nussschale. Wir kommen gut zurecht. Schlafen, schreiben, essen, hören stündlich Nachrichten, sagen alle unsere Lesungen ab, Verdienstentgang, was für ein gemeines Wort.

Unser Sohn ruft an und sagt, ich komme und stelle euch Essen vor die Tür, wir gehören zur Problemgruppe, obwohl wir uns gesund fühlen. Ich zum Beispiel gehe jeden Tag auf den Schlossberg und treffe drei, maximal vier Menschen. Wir kommen uns nicht zu nahe. Spuckt ein Mensch beim Sprechen, fliehe ich einen Schritt rückwärts. Gerade denke ich an meine Lieblingsschriftstellerin Frau Mayröcker – ich rufe ihr zu: Du schaffst es, rock weiter!

Unsere Kinder sorgen sich um uns, dabei sind wir es, die uns um sie sorgen. Wir werden nicht gleich sterben. „Stürben“ wir, ein starkes Verb, aufhören zu leben, allein dieses Wort klingt nicht aktuell.

Wir wursteln weiter. Lesen viel. Lesen uns vor. Bücher gehen uns nicht aus wie Klopapier und Fertigsuppen. Klopapier und Fertigsuppen, so sagte unsere Vertraute beim Verlag, sind die zwei Dinge, die bald nicht mehr zu bekommen sein werden. Da erinnere ich mich an Peter Weiß *Im Schatten des Körpers des Kutschers*. Sein Held sitzt auf dem Abort und liest aus Zeitungsvierecken Meldungen, die nicht zusammengehören, bevor er sie dann benützt, um seinen Hintern abzuwischen.

Bis zum nächsten Mal.

Lucia Leidenfrost

12.03.2020

Es ist Donnerstag. Im Bad zähle ich zu den zwei Klopapierrollen auch zwanzig Packungen Papiertaschentücher, eine Seife (die gerade in Verwendung ist), Waschmittel hält noch für sieben Waschgänge, wenn man es sparsam verwendet, zweiundzwanzig Tampons und siebzehn Binden (alles in verschiedenen Stärken). In der Küche zähle ich weiter: drei Küchenrollen, Geschirrspülmittel (gerade frisch gekauft, hält im Normalfall einige Wochen). Im Spender für Handwaschmittel dagegen ist nur mehr der Boden bedeckt, aber das kann man ja gut strecken. Vier Packungen Nudeln (Spaghetti, zweimal Penne, Suppennudeln, jeweils 500 g), zwei angefangene Mehlpackungen (griffig und glatt, jeweils noch ca. ein Viertel Kilo), drei Packungen Linsen (gelb, rot, Alblinsen, die Alblinsen und die gelben 2018 abgelaufen), ein offenes Sackerl Zucker (ca. 34 dag), zehn Eier, eine Dose Kichererbsen, Mais im Glas, eine Handvoll Rosinen in einem Glas, zwei Hände voll Mandeln, eine ungeöffnete Packung Reis (ein ganzes Kilo!), Knödelbrot (ein halbes Kilo). Das hätte ich vor Weihnachten fast schon wegen seines enormen Platzverbrauches weggeworfen. Haferflocken (reicht noch für dreimal frühstücken), Cornflakes (isst eh niemand gerade), Honigpops (siehe Cornflakes), gesalzene Macadamianüsse, eine leere Dose Studentenfutter, sehr, sehr, sehr viele Teebeutel, Grüner, Hibiskus-, Zitronengras-, Hagebutten-, Früchte-, Weihnachtstee, von denen man nicht satt wird, Sauerkraut (ein halbes Kilo), eingelegte Kirschen, Apfelmus im Glas, Kakao, goldene Milch, ein bisschen lösliches Kaffeepulver, das niemand bei uns trinkt.

In Mannheim hat es 13 Grad. Es blühen die Bäume, rosa, gelb, weiß, es knospet an allen Enden und vielleicht ist es schon Heuschnupfen, was die Leute da vor mir niesen lässt. Ich sage mir: „Es ist schon der Heuschnupfen oder der normale Schnupfen und gegen Grippe ist die Gesellschaft gewappnet und geimpft!“

Es ist immer noch Donnerstag. Es ist nicht irgendein Donnerstag, es ist Leipziger-Buchmessen-Donnerstag. Der Tag, an dem ich mich im Zug Richtung Leipzig befunden hätte. Die Leipziger Buchmesse findet dieses Jahr nicht statt. Aber nicht

wegen eines Atomkriegs zwischen dem Iran und der USA, der Anfang des Jahres über uns allen geschwebt ist, auch nicht, weil das Sturmtief Sabine halb Europa zerstört hätte, sondern wegen Corona.

In meinem Bücherregal fehlen alle Bücher, die ich dort kaufen wollte (mit Signatur!) und alle anderen Bücher, auf die ich zufällig, im Vorbeigehen, beim Lauschen gestoßen wäre. Es fehlen die Umarmungen mit KollegInnen, die ich schon zehn Jahre nicht mehr gesehen habe, der Kaffee mit einer Freundin, das Mittagessen mit einem Mentor, das Vorstellen von Bekannten, das Vorgestelltwerden, das Kurz-in-der-Sonne-sitzen-und-zufällig-jemanden-über-den-Weg-laufen. Es fehlen die Anime-Manga-Besucher, die zusammen mit den Bücher-Nerds den leicht aufsteigenden Weg zu den Messehallen gehen und deren Kostüme ich sonst immer bestaunt habe. Es fehlt die Erschöpfung am Abend in einem fremden Bett und das gleichzeitige Wissen, das Gefühl: Dass ich da angekommen bin, wo ich immer hinwollte. In der Welt der Bücher.

13.03.2020

Es ist Freitag. Die freie Zeit verbringe ich heute mit Putzen. Beim Putzen ist mir eine undichte Stelle im Kübel aufgefallen. Ich bin in den DM gegangen, es gab keine Putzkübel mehr, ich bin in den Rossmann, in den Müller, in den Galeria, in den Rewe gegangen. Ich bin vor leeren Regalen gestanden. Ich habe mich gefragt, was die Leute wirklich im Homeoffice tun. Ich habe vor zwei Wochen über Hamstereinkäufe gelacht, aber mit der zunehmenden Nudel-, Reis-, Mehl-, Klopapier-, Putzmittelregalleere werde auch ich unruhig. Wann fange ich zu hamstern an?

Es ist immer noch Freitag. Es ist 13:51 Uhr, für 14:00 Uhr ist eine Pressekonferenz der österreichischen Regierung angesagt. Ich gehe durch die Wohnung, suche sie nach Socken ab, meine Waschmaschine kann noch ein bisschen mehr Befüllung vertragen. Ich habe ein seltsames Gefühl in mir. Der Computer mit dem Livestream ist an. Ich frage mich, wie lange es noch dauern wird, bis auch Deutschland zu drastischeren Maßnahmen greift. Halb hoffe ich darauf, halb fürchte ich mich davor.

Schon wieder eine Neuigkeit. Die Tagesmutter ist ab Dienstag geschlossen, das heißt für mich, dass ich unkonzentriert meine Texte schreiben, meinen Roman planen, meine Sachen erledigen muss oder auch nicht erledigen kann, gar nicht, dass mir ein Monat lang jede Woche zwanzig Stunden fehlen werden. Jetzt geht's also auch in Baden-Württemberg los.

14.03.2020

Gestern hat Jens Spahn, per Twitter Folgendes bekanntgegeben, dass alle, die in den letzten 14 Tagen in Österreich waren, zu Haus bleiben sollen. Ich bin seit sechs Tagen von meiner vorerst letzten Lesung in Wien wieder in Deutschland zurück, habe mich mit drei FreundInnen getroffen, war einkaufen, habe meine Tochter, die auch in Österreich dabei war, zur Tagesmutter gebracht, mich nicht von meinem Mann ferngehalten...

Es ist Samstag. Wir haben unserer Tochter einen Indoorspielplatz gebaut.

15.03.2020

Es ist Sonntag. Österreich macht zu. Deutschland versäumt es. Ich warte und werde das Gefühl nicht los, dass von Minute zu Minute etwas passiert, was ich mitbekommen müsste. Ich bin ständig online, Twitter, Live-Blogs, Radio alles. Ich schalte von SWR zu DLF zu Ö1 und wieder zurück.

Christian Mähr

15.3.2020

„Salve!“ war der Willkommensgruß im alten Rom. Wörtlich heißt es: „Sei gesund!“ Da sind wir schon im Thema in diesen denkwürdigen Zeiten. Sei gesund. Ich frage mich: Warum bei der Begrüßung ein Wunsch zum Gesundbleiben, warum sagten sie das als Erstes? In China heißt der Willkomm angeblich „Hast du heute schon gegessen?“; man wünscht, was dem Mitmenschen am nötigsten gewünscht werden muss, je nach historischer und geographischer Lage. Fast die ganze Vergangenheit Chinas war von Hungerkatastrophen geprägt, das scheinen die Römer weniger gefürchtet zu haben als die Aussicht krank zu werden. Man konnte an vielen Krankheiten sterben; ein Fünfzigjähriger galt schon als *senex*, als *Greis*. Die Menschen starben eher früh an Infektionskrankheiten, nicht aber durch Seuchen, die bis zur Justinianischen Pest im 6. Jahrhundert nur sporadisch auftraten. Das *Salve* steht also für den allgemeinen, immer gültigen Wunsch, nicht einer allgemeinen, immer vorhandenen und blind waltenden Gefahr zum Opfer zu fallen. Einer Krankheit halt, egal welcher. Dagegen scheint es, Hochkultur hin oder her, nur massenhaftes Wünschen gegeben zu haben und die Erfindung der Stoa.

Damit sind wir in der Gegenwart, im Frühling nie geahnter „Maßnahmen“, die uns Tag für Tag verkündet werden, portionsweise. Denn mit der Stoa haben wir es nicht so, bei uns wird etwas getan, wir schauen auf Kurven, erheben Zahlen und berechnen die Zukunft. Das geht, denn – welches Glück! – es hat uns etwas betroffen, was sich berechnen lässt, nie war das Wesen der Exponentialfunktion klarer dargestellt als in der Grafik der Coronainfizierten im Fernsehen. Jeden Tag geht die Kurve weiter nach oben, steilt sich auf, würde, wenn sie so weiterginge, alle Grenzen sprengen, den oberen Rand des Bildschirms durchbrechen – aber das wird sie nicht. Alles, was nun getan wird, hat den einzigen Zweck, diese vermaledeite Kurve nach rechts, nach vorne, wo die Zukunft liegt, abzubiegen. Mit Gewalt, mit aller Gewalt! Was zu tun ist nötig? Buchstäblich – nichts. Daheimsitzen und warten. Das Virus aushungern.

Triage: kenn ich vom Zivildienst, Rettung Innsbruck, fast vierzig Jahre ist das her. Viel weiß ich nicht mehr, das Szenario war eine Katastrophe im Sinne des Plötzlichen; Großbrand, Zugunglück, Explosion, auf jeden Fall *Kawumm*. „Die schreien, lasst ihr liegen, die leben ja noch.“ Kümmern sollten wir uns um die stillen, Bewusstlosen, die dann irgendwie einteilen in solche, wo es noch einen Zweck hat und solche, wo nicht. Wie wir das machen sollten, ist mir entfallen, nur der Begriff nicht und der Satz dazu. *Triage* und *Die schreien, lasst ihr liegen, die leben ja noch*. Den Begriff hab ich letzten Freitag im deutschen Fernsehen zum ersten Mal wieder gehört. Wir lassen heute niemandem mehr liegen; es ist ja auch keine normale Explosion, sondern eine in Zeitlupe. Dazu wird jeder exponentielle Prozess. Er muss nur lang genug laufen.

Noch so ein paar Begriffe: Ausgangssperre, Teilmobilmachung, heute gehört. Die nennen das tatsächlich *Teilmobilmachung*. Betrifft das Milizheer. Militärischer Sprachgebrauch vom Ausbruch des ersten Weltkriegs; aber keine Angst, es wird nicht geschossen, nicht einmal auf's Virus (es gibt noch kein Mittel), die Soldaten helfen, Lebensmittel zu liefern. Und natürlich Klopapier. Wie ging noch dieser Spruch vom Marx? ... das erste Mal als Tragödie, das zweite Mal als Farce? Hoffen wir, dass es die Farce ist ...

Salvete!

Benjamin Quaderer

Berlin, 18. März 2020

Damals, noch bevor die Bundesregierung über die Schließung aller Geschäfte verfügte, die nicht Supermärkte und Apotheken waren, damals, vor ein paar Tagen, ging ich in Vorbereitung auf einen möglichen Lockdown zu REWE, um unseren 2-Personen-Haushalt mit dem Nötigsten zu versorgen. Ich nahm einen Einkaufswagen, das tat ich sonst nie, und legte verschiedene Dinge hinein, von denen ich dachte, dass es gut wäre, sie im Katastrophenfall zuhause zu haben. Zwiebeln,

dachte ich und griff nach einem 1-Kilogramm Netz, Zwiebeln sind wichtig. Ich legte ein paar Karotten dazu, je ein Stück Kohlrabi und Blumenkohl, zwei Zucchini, natürlich Kartoffeln. Milch, dachte ich, als ich vor dem Kühlregal stand, und suchte nach einer Packung mit dem am weit entferntesten Haltbarkeitsdatum. Würde bis am 12. April alles überstanden sein? Ein Mann mit einem Einkaufskorb voller Mehl ging vorbei. Mehl, dachte ich, ich brauche unbedingt Mehl, und noch bevor ich in die Backwarenabteilung losstürmte, griff ich nach einem Päckchen Hefe, denn ohne Hefe ist alles Mehl dieser Welt nicht so viel wert.

Auf dem Nachhauseweg wurde ich wieder von dieser Traurigkeit überfallen. Dieser Traurigkeit, wie sie mich in den letzten Tagen oft überkam, vor allem dann, wenn ich mich meinem Laptop näherte. Laptop hieß Internet und Internet hieß E-Mail und E-Mail hieß die nächste Lesungs-Absage zu erhalten. Mein Handy hatte ich aus gutem Grund zuhause gelassen. Es ist nicht unbedingt empfehlenswert, den ersten Roman in eine Pandemie hinein zu veröffentlichen. Ich schloss die Wohnungstür auf, leider hatte ich keine Klinke, sondern nur einen Knauf, insofern konnte ich sie nicht mit dem Ellbogen öffnen, stellte die Einkäufe auf dem Fußboden ab und wusch mir für zwanzig Sekunden die Hände. Ich räumte die Lebensmittel dorthin, wo sie hingehörten, und weil ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, googelte ich die Begriffe Mehl, Rezept, Hefe und wurde auf chefkoch.de fündig.

Es ist komisch, so viel Freizeit zur Verfügung zu haben, wenn man gar keine Freizeit haben will, dachte ich, während ich 750 Gramm Mehl in eine Schüssel siebte. Ich sollte jetzt auf der Leipziger Buchmesse sein, dachte ich, während ich die Hefe in etwas Zucker und lauwarme Milch bröckelte, und dann zur lit.cologne weiterfahren. Alles färbte sich grau. Ich gab das Gemisch in eine Vertiefung im Mehl und ließ es 15 Minuten lang gehen. Dann knetete ich alles durch und mit jeder Bewegung mehr, mein Debütroman, mein armer Debütroman, wurde ich wütender, waren die fünf Jahre Arbeit am Text denn vollkommen umsonst?, dass ich den Teig bald mehr boxte, als ihn zu kneten. Wieso ausgerechnet ich, dachte ich, während ich die Schüssel mit einem Haushaltstuch bedeckte. Wieso ausgerechnet jetzt, dachte ich, während der 60 Minuten, in denen ich den Teig aufgehen

ließ. Ich machte das Radio an. Corona. Hanau. Lesbos. Ich machte das Radio aus. Ich nahm den Teig aus der Schale, formte ihn zu drei Würsten, die ich miteinander verflocht, den linken äußeren Strang in die Mitte, dann den rechten usw., und buk die Traurigkeit und den Zorn bei 200 Grad Umluft in den Hefezopf hinein. Die Wut, dachte ich, während ich das Blech aus dem Backofen nahm, ist nicht auf den Umstand, sondern das Verhältnis zu richten. Draußen wurde es dunkel. Der Zopf schmeckte erschreckend gut.

Julya Rabinowich

Echokammer

Für die meisten anderen ist es die zweite Nacht in abgeschlossenem Raum. Für mich mit kleiner Unterbrechung von drei gestohlenen Tagen in Freiheit schon die zwölfte. Es ist eine seltsame Gewohnheit, die eigentlich noch keine Gewohnheit ist, sondern eine Erinnerung. An endlos scheinende Krankentage, die ich im Spital verbrachte. Dann: Zu Hause. Allein in meiner Wohnung. Abgeschnitten von der Welt draußen. Das sind Echos vergangener Jahre, die sich plötzlich verstärkt und gedehnt und in eine überwältigende Kakophonie ausgewachsen haben, die das Jetzt verdeckt.

Das Jetzt ist hinter den sieben Schleiern des Alleinseins verborgen, man muss es suchen. Jeden Tag aufs Neue. Der Hund ist wieder krank, mir schneidet die Sorge Bänder ins Herz. Ich verdunkle für ihn mein Schlafzimmer, ich kann nicht schlafen und nicht wachen. Ich stehe am Fenster. Auf der Straße geht einer vorbei, in den ich mal verliebt gewesen bin, danach haben wir ein Jahr nicht mehr miteinander gesprochen. Jetzt geht er vorbei und wir sehen uns an, und winken uns zu, und sprechen miteinander, als ob nichts geschehen wäre, dabei kann das nur geschehen, weil etwas geschehen ist: das Virus, das unseren Alltag beendet hat.

Angelika Reitzer

Kaiser hält sich inkognito an einem geheimen Ort auf und erzählt sein Leben und wie durch das Mittel Sprache eine/seine Welt entsteht.

Das habe ich geschrieben nach der Lektüre von rund 50 Seiten aus Benjamin Quaderers Debütroman „Für immer die Alpen“, den ich in ein paar Tagen im Grazer Literaturhaus vorgestellt hätte. Die Veranstaltung ist aus Gründen (Versuch der Eindämmung dieses neuartigen Virus) abgesagt worden. Ich gehe auch nicht in mein Schreibkabinett, sondern bin wie/mit Mann und Kind zuhause geblieben, wir verteilen uns auf drei Zimmer und gehen unseren Beschäftigungen nach (Schreiben, Lesen, Rechnen). Jener Johannes Kaiser aus Quaderers Roman ist so sehr dem historischen Leben eines Datendiebes oder Whistleblowers von Bank- und Steuerdaten nachempfunden, dass man – wenn man die in der Rezension auf Spiegel Online verlinkte Reportage zum realen Vorbild anklickt – aufpassen muss, Reportage und Rezension respektive Vorbild und literarische Figur nicht zu verwechseln. Am Ende des Buches wird zwar beschworen, es sei Fiktion (ist es), aber was für mich am Beginn des 600-Seiten-Romans nach großer Welterschaffung aussah (das Neugeborene kennt seine nähere Zukunft und kann sie bereits artikulieren), wurde mehr und mehr zur holzschnittartigen Abbildung von Hochstapelei und Schelmenhaftigkeit, und gegen Ende steht da: „Die Sätze triefen vor Pathos und die Figuren waren so hölzern, dass ich erst nach einem Drittel des Textes verstand, dass einer der beiden Protagonisten mich selbst und der andere, zumindest dem Namen nach, den Kriminalpsychologen darstellen sollte.“ (S. 545) Ist es so banal, der Text weiß mehr als sein eigener Autor? Die „Schmerzen“ im Dienst der Allgemeinheit“ (sic!) sind nur behauptete, kein Weh, kein Fleisch, viel Papier – und auch die These, die Theorie, die auf so viele verschiedene Arten bemühten Metaebenen, Perspektivenwechsel, Druckfarben, die zahlreichen (Selbst-)Zitate sind lediglich konstruiert und mehr oder weniger clever gestaltet, das Lachen oder zumindest Lächeln vergeht einem bald, sagen wir ungefähr nach dem ersten Drittel ... Erst im Lauf des Romans und im Lauf der vergangenen Woche konnte ich nachvollziehen, was genau Quaderer nicht

vermitteln konnte, nämlich wie es seiner Figur geht, was sie fühlt, wer sie ist: unbekannt an einem einsamen Ort.

Während dieser Zeit spitzten sich die Corona-Nachrichten zu, die ersten Veranstaltungen wurden abgesagt, man ging noch auf ein Bier mit einer Freundin, ein letztes Mal ins Kino vor der großen Sperre, noch einmal Pizza essen mit der Familie. Nachrichten lesen und hören, in Live-Übertragungen von Pressekonferenzen, die Beteuerungen, dass es keinesfalls zu Ausgangssperren käme, Sorgen um die eigene Mutter, die gerade zur Witwe geworden war und nun selbst gesundheitliche Probleme hatte, die unter „normalen Umständen“ keine großen wären. Wenn man dann nach einigen Stunden auf die Straße trat, jedes Mal wieder die Verwunderung darüber, dass das Leben scheinbar normal weiterging, Menschen in Kaffeehäusern saßen, in Geschäften ein und aus gingen, aber kein: und so weiter, denn viel mehr war nicht mehr.

Das Gefühl der Isolation.

„Die Kälte. Eine Isolation“ nannte Thomas Bernhard den dritten Teil seiner Erinnerungen, in dem er den Aufenthalt in der Lungenheilstätte Grafenegg nach dem zweiten Weltkrieg schildert. Der Krise Krankheit und Tod liegen Epidemien zugrunde: der Nationalsozialismus, Gebäude und Menschen sind Ruinen, der Tod des Großvaters, die Krankheit der eigenen Mutter, ihr Hass auf den Kindsvater – die „Kälte der Meinigen“. Die Patienten liegen auf ihren „Kotzen“ und starren auf den Berg gegenüber, das Heukareck, die „Schicksalswand“. Aber Thomas Bernhards Ich wird sich selbst entlassen, auf eigene Gefahr, „Ansteckend war ich nicht mehr, aber geheilt noch lange nicht“ (Bernhard, S. 149), nicht mehr in die Lungenheilstätte zurückkehren, obwohl es dringend empfohlen wurde. Das Individuum, ein junger Mensch kann sich aus der Quarantäne befreien, ein Leben in Freiheit beginnen.

Julian Assange befindet sich seit einigen Monaten in London in Untersuchungshaft und ist von der Auslieferung in die USA bedroht, erst seit kürzerem wird in einer breiteren Öffentlichkeit über die Folter seiner Isolation, den Gesetzesverletzungen der schwedischen und später britischen Behörden im Zusammenhang mit den Anschuldigungen gegen ihn als Whistleblower und Wikileaks-Gründer gesprochen. Nicht, dass ich von einem Debütroman verlange, Bernhards und Assanges Isolation

in einem zeitgenössischen Text zusammenzubringen, der mich verstehen lässt, was die Trennung von Populationen, die Maßnahme zur Verhütung von Krankheitserregern, was der objektive Mangel an Sozialkontakten mit uns Menschen wirklich macht, aber mehr als beschriebenes Papier, als Zeit, die eben verging, hätte ich mir erwartet.

Die Strategien in diesen Tagen sind irgendwie Senden und/oder Empfangen, noch transportieren die Leitungen Informationen, Daten. Und es ist ja so, das eine ist vom anderen nicht zu trennen, wenn (nicht nur in der Literatur) Welt entstehen soll.

Kathrin Röggl

Geisterflüge

Das habe ich mir ja gar nicht vorstellen können, was alles zu schließen ist: Das Jobcenter in Friedrichshain-Kreuzberg, die Bibliotheken, die Volkshochschulen und Museen. Auch der Berliner Handwerkerverband sagt die Meisterfeiern ab, die Bezirksverordnetenversammlung ihre Sitzungen, nur der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband öffnet etwas, ein Infoportal, wahrscheinlich eines des Abgangs, der Notbehelfe. Die Clubs gehen in Richtung Insolvenz, die Bars und Cafés gehen in Richtung Insolvenz, die Läden und Ladenzeilen, die Kinos, die Schwimmbäder und Sportveranstalter, die Theaterhäuser und deren ganze Angestellten. Die Freiberufler. Zwei Monate nix. In welche Städte kehren wir zurück, wenn wir in zwei Monate wieder vor die Haustür gehen? In leere Städte ohne Stadtleben, ohne Sportveranstalter, Cafés? Wie wird sich das alles ausgehen? Wir werden auf kreative Ideen kommen müssen, allesamt. Eine Herausforderung. Es wird ja derzeit so dargestellt, als müssten wir als Gesellschaft alle zwei bis drei Monate durch eine Krisenzeit hindurch, und kämen dann irgendwie hinten wieder heraus. Als gäbe es da so einen Tunnel, durch den wir nur hindurch müssten, um auf der an-

deren Seite ins Licht zu kommen, die Zeit danach, wenn alles mehr oder weniger wieder so sein wird wie immer, die sogenannte Normalisierung eintritt, business as usual, was heißt, dass wir wieder in unsere breite Gegenwart eintauchen werden können, die wir verlassen haben. Dass wir wieder zurückkehren in jenes zynische Gebet, das auch ich gebetet habe jeden Abend, jeden Morgen, untertags: „Lieber Gott im übertragenen Sinn, nein, liebes höheres Wesen, lass bitte alles so weitergehen wie bisher, zumindest bei uns, in Mitteleuropa!“ Dabei wäre ja nichts falscher als das. Es könnte sich ja soviel ändern. In Zeiten des Klimawandels, der Flüchtlingskrise und des massiven Artensterbens wäre das ja auch geboten. Was der Corona Virus alles so mit dem Himmel macht, konnten wir in der letzten Woche sehen. Der soll ja nahezu wieder blau sein in China. Es gibt jetzt so Vorher/Nachher-Fotos, die einen nachdenklich machen. Warum braucht es den Corona-Virus dazu, fragen einige zu Recht. Die große Leistung, die unsere Gesellschaften jetzt bringen, diesen Shutdown, wie er jetzt genannt wird, zu machen, um Menschenleben zu retten, könnte doch andernorts auch eingesetzt werden, um Leben zu retten. Es ist uns also was wert, das Leben. Es könnte uns ja egal sein, dass zigtausend Menschen sterben, ist es aber nicht. Dass mich das erstaunt, spricht auch schon Bände.

Eine Zeit im Bunker eben, unterbricht aber schon wieder jemand mein Erstaunen, es sei wie im Krieg, für den wir uns ausgestattet haben mit Klopapierrollenkäufen und weiteren absurden Hamsteraktionen. Und ja, ich auch, zwar nicht Klopapier zu meiner Ehrenrettung, aber knapp daneben. Drei Kinder sind schnell hungrig, lautet mein Motto im Tunnel. Ein Ort, in dem ich allerdings nicht sehr schnell unterwegs bin, während an den Wänden Filme laufen, Bilder über soziales Handeln, wie es jetzt anstehen soll, social distancing heißt das, bleibt voneinander weg, haltet Abstand! Ein Ort, in dem Podcasts von bekannten Virologen zu hören sind und Geisterstunden auf Fußballplätzen stattfinden.

Jeder Mensch habe zwei Staatsbürgerschaften, schrieb die amerikanische Essayistin Susan Sontag einmal, eine im Reich der Gesunden und eine im Reich der Kranken, letztere ist komplizierter als erstere scheint mir, sie ist vor allem langsamer. Zumindest im Moment. Denn während wir erstere für ausdefiniert halten, hängt die Beschreibung des Reiches der Kranken davon ab, wer es betritt.

Und welche Krankheit es betrifft. Bei einer Pandemie wird alles komplizierter und einfacher, weil es plötzlich alle betrifft. Und so haben wir immerhin ein gemeinsames Thema, das uns wiederum zueinander bringt, solange wir noch in direktem nachbarschaftlichem Austausch stehen. Man lebt auf Zuruf, organisiert den Zeitvertreib der Kinder über whatsapp und Mails und erzählt sich so ganz nebenbei die Situation, wie sie ist, berichtet von den Grätzelkonzerten in Italien, wo junge Menschen Fenster öffnen und ein Instrument spielen und darauf warten, dass der Nachbar und die Nachbarin neben ihnen einsteigt. Es gibt überhaupt so ein neues Gemeinschaftsgefühl, das allerdings ganz nahe an dem Trennenden entsteht, dem Egotrip, dem Hauen und Stechen, dem dann mit autoritärer Aktion begegnet werden muss, maßregelnde Blicke, der Ruf nach Polizei. Denn wer regelt diese Aktion, wer führt sie aus? Das Militär. Da sind wir schon wieder mitten bei Susan Sonntag, allerdings bei ihrer „Lust am Katastrophischen“, dem Essay über den Katastrophenfilm aus den 60ern. Misstrauen wir also in unserem Tunnel den Fiktionen, zumindest wenn es Hollywoodfiktionen sind! Immerhin wird es dort bald keine Geisterflüge mehr geben, wurde eben bekanntgegeben, die Fluggesellschaften, bisher verpflichtet, ihre Slots in den Flughäfen zu nutzen, selbst wenn sie keine Passagiere hatten, dürfen jetzt ihre Flieger stehenlassen. Soweit sind wir wenigstens. Werden auch die Geisterspiele zu einem Ende kommen? Die Geisterkäufe und Geisterstunden? So weit kommts noch!

Thomas Stangl

12.3.

Soll ich dieses Tagebuch schreiben, jetzt auch den Ausnahmezustand ausbeuten? Ich würde mich freuen, wenn nichts passiert, nichts Aufschreibenswertes: heute gelesen, dies oder das, geschrieben, mit dem Kind gespielt oder gelernt usw. Das angemessene Ende eines Tagebuchs – vor allem eines Krankheitstagebuchs – ist im Übrigen das Ableben des Autors, das sollte man bedenken, bevor man ein

Tagebuch beginnt. Allerdings ist diese Krankheit seltsam abstrakt und nicht die meine. Ich beginne das Tagebuch.

Nachmittags mit dem Fahrrad durch die Stadt, nichts ist anders als sonst. Ich kaufe für meine Mutter ein und bringe ihr Medikamente aus der Apotheke; in ihrer Wohnung halten wir zwei, drei Meter Abstand. Ich atme, ich atme wenig. Ich muss nicht husten. Ist es in Ordnung, wenn sie (89 Jahre alt) Dinge mit den Fingern berührt, die ich mit den Fingern berührt habe? Wenn ich die Türklinken anfasse? Sie erinnert sich an Momente des Ausnahmezustands, die sie als Kind erlebt hat, ich nicke zu den Bombenkratern auf der Simmeringer Hauptstraße und den Feuern am Dachboden, zu Kriegs- und Nachkriegsängsten. Vielleicht können wir zu Pfingsten Ostern nachholen, schlägt sie vor.

Ich werde eingeladen, ein Tagebuch zu schreiben und finde einen bedeutsamen Tagebuchton, das sollte ich ändern.

Das Allgemeine der Nachrichten ist ziemlich gleichgültig, einzelne Nachrichten erschrecken: die Möglichkeiten ganz spezieller Katastrophen. Dass solche speziellen, kleinen Katastrophen andauernd passieren und einen selten kümmern, solange man weit weg ist, ist kaum ein Trost. Immer rede ich in meinen Texten von der Verunsicherung und dem Gehen ohne Boden unter den Füßen, ich will das alles in Wahrheit gar nicht. Niemand soll sterben. Nichts soll passieren. Ich bin mir nicht sicher, wie gut das Gehen ohne Boden unter den Füßen klappt, wie schnell man sich daran gewöhnt. (Pathos, Pathos Ende.)

Sobald ich ein paar Seiten in einem Buch lese, ist alles wieder in Ordnung. Eskapismus? Nein, nur Verschiebung und neue Konzentration.

13.3.

Träume von einem Klassentreffen, bei dem ich niemanden von den erschreckend alt aussehenden Leuten wiedererkenne; weiße Bärte und zerfurchte Gesichter, auch ich werde von niemandem wiedererkannt. Ich rette mich durch einen Blick aus dem Fenster vor dieser Gesellschaft. Am Himmel ist vor einem Dunstfeld eine Gruppe von ungewöhnlich hellen Sternen zu sehen; rund um dieses Sternenfeld

beginnt ein seltsam reduziertes Feuerwerk (so wie es Feuerwerke rund um die Stadien bei den Fußballspielen ohne Zuschauer geben soll). Plötzlich die Erkenntnis: das ist kein Feuerwerk, sondern ein Luftangriff! Und gleich auch das Wissen: ein Angriff mit F4-Raketen; es gibt eine halbe Million Tote in Wien, die Moderatoren der internationalen Fernsehsender weinen.

Die Feier geht im Übrigen weiter, versuchsweise spreche ich eine Frau als Ulli an, die allerdings nicht Ulli heißt. Ich finde mein Handy nicht und freue mich, dass A. und H. mich abholen kommen; gleich sind wir daheim. Mir erscheint, immer noch träumend, ein wenig ungehörig, wie gelassen ich auf die vielen Toten und die Zerstörung der Stadt reagiere; es beunruhigt mich, wie gleichgültig mir das offenbar ist; bloß eine Zahl.

Aufwachen: dieser Schleim in meiner Kehle, ist das normal? Diese Schwere in den Muskeln? Diese Hauttemperatur. Auf Signale der inneren Organe warten, es gibt keine Signale der inneren Organe, gut. Der Schleim in meiner Kehle löst sich mit dem ersten Schluck Wasser auf, diese Schwere, nun ja, wann ist sie beim Aufwachen nicht da. Usw.

Hypochondrie zweiter Stufe entwickeln: sich immerzu Krankheiten einbilden (je nach Mode und Lektüre), aber jede Krankheit auch gleich als eingebildet abtun. Eine Methode, immer ein wenig zu leiden, aber niemals ernsthaft.

Verschämt halbherzige Hamsterkäufe. Bloß um nicht zu oft einkaufen gehen zu müssen; auf Abstände achten; vor der Supermarktkassa eine Freundin grüßen, kein Küsschen, ich lebe ja eh fast wie eine Eremitin, sagt sie, und ihr Mann ist in Vorarlberg und nicht ganz sicher, ob er durchs gesperrte St. Anton nach Hause kommen wird. Auf der Mariahilferstraße eine einzige Frau, die sich ein Tuch vor den Mund hält. Menschen mit mehr und größeren Einkaufstaschen und Sackerln als sonst in der Schottenfeldgasse.

Ein Moment naiver Rührung bei der lieben Rede des lieben Bundespräsidenten, ach, er dankt sogar den Kindern und Künstlern.

In zwei (oder drei? oder vier?) Monaten werden die Menschen mit vom vielen Waschen wunden schrumpelig roten Händen aus ihren Wohnungen wanken und ins Leben zurückkehren.

14.3.

Ich kenne immer noch niemanden, der mit Corona infiziert ist. Die lieben Wolken ziehen ungerührt am lieben Himmel vorüber. Es sind nur Zahlen.

Michael Stavarič

Als Autor bin ich mit dystopischen Szenarien vertraut. Ich kenne diverse Maßnahmenkataloge und Vorgehensweisen aus unzähligen Endzeitfilmen. Vieles ähnelt dem, was gerade Sache ist. Was sich draußen abspielt. Menschen, die Vorräte aufkaufen. Menschen, die sich isolieren. Politik, die beruhigt, beschwichtigt. Man soll zu Hause bleiben. Man soll soziale Kontakte meiden.

In der Nacht schaue ich mir diverse Dokumentationen an – das tat ich auch schon vor Corona. Und irgendwann hat man auch einfach genug von der Corona-Berichterstattung. Der mehr oder minder Hysterie und den mehr oder minder Beschwichtigungen. In besagter Nacht beobachte ich *Deep Blue*, also nicht den Computer, der vor Ewigkeiten Schachweltmeister Kasparov besiegte, vielmehr den größten jemals gemessenen Weißen Hai der Welt. Sechseinhalb Meter lang, drei Meter breit. Dem ist Corona bestimmt egal. Ich erinnere mich plötzlich daran, gelesen zu haben, dass Haie keinen Krebs bekommen. Das sollte ich mal wieder recherchieren.

Danach läuft eine Doku über den Verlauf der *Spanischen Grippe*. Die waren damals erst übel dran – schlussendlich starben rund 50 Millionen Menschen (Letalitätsrate von 3 %, wenn ich mich recht erinnere). Während ich den Ausführungen

lausche, Einzelschicksale dargeboten bekomme, während politisches Fehlverhalten aufgezeigt wird und ich erfahre, dass die Spanische Grippe auch nur eine „Vogelgrippe“ war (und angeblich von Enten ausging), frage ich mich, wie diese Pandemie bloß hatte gestoppt werden können. Und: Niemand hatte sie aufgehalten, nur sie sich selbst. Die Spanische Grippe kam in zwei Wellen über die Menschheit, man dachte zunächst also, man hätte es überstanden. Doch das Virus mutierte, wurde stärker und im zweiten Anlauf noch tödlicher. Irgendwann hatten sich einfach so viele angesteckt, dass die Ausbreitung beendet war. Es gab für eine Weile eine Grundimmunisierung und das Virus veränderte sich erneut, wurde schwächer, verschwand. Keinerlei Maßnahmenkataloge hatten es aufgehalten, Pandemien halten sich immer selbst auf, irgendwann. Kinder starben im Verhältnis übrigens kaum, vielmehr gesunde Erwachsene (die Alten ohnedies); es wird auch erklärt warum, aber das habe ich jetzt schon wieder vergessen. Unser „Corona“ ist vorerst im Vergleich ein „Lercherlschas“ (um es auf Wienerisch auszudrücken), muss aber nicht so bleiben.

Schlussendlich, egal wie steil oder sanft man sich die zugehörigen Kurvendigramme (der Ansteckungen) wünscht, die meisten werden und müssen sich anstecken – erst dann wird das Virus verschwinden. Und sehr wahrscheinlich wird es wiederkommen. Stärker – oder schwächer, man wird sehen.

Das Existenzellere beschäftigt mich, ehrlich gesagt, gerade mehr – es ist das erste Monat seit Ewigkeiten, in dem ich kein Einkommen habe. Und eigentlich (nach 4 Jahren Arbeit an einem Roman, sehr vielen ausgemachten Lesungen und Presse/PR-Veranstaltungen) sollte gerade jetzt das frisch erschienene Buch finanzielle Mittel in die leeren Kassen spülen. Das kann ich so jetzt mal vergessen. Die Politik verspricht und sichert der Wirtschaft Milliardenhilfen zu. Auch uns Künstlern, kleinen kreativen Einzelunternehmern und vergleichbaren Werkträgern? Bislang ist davon nicht wirklich glaubhaft die Rede. Ich stelle also eine kleine Theorie auf: Ich werde von Pontius zu Pilatus laufen müssen, und überall werde ich an irgendeine andere Stelle verwiesen. Das überprüfe ich jetzt, denk ich mir.

Der ORF berichtet davon (so verstehe ich das mal), dass man sich im Zuge von Verdienstentgang und Notlagen in Wien an die MA 40 wenden kann. Das Amt der Stadt Wien für Soziales, Sozial- und Gesundheitsrecht. Dieses verspricht „Hilfe in besonderen Lebenslagen“. Also schreibe ich das Amt an, erkläre meine besondere Lebenslage (wer ich bin, warum ich plötzlich kein Einkommen mehr und keine Ahnung habe, wann das in absehbarer Zeit anders werden soll) – und erhalte folgende Antwort: *Sehr geehrter Herr Stavaric, die MA 40 ist für Ihr Anliegen unzuständig. Die Vergütung nach dem Epidemiegesetz, für welche die MA 40 zuständig ist, ist jene für Dienstgeber, deren DienstnehmerInnen per ad personam Absonderungsbescheid der MA 15 sich in häusliche Quarantäne befinden. Für diese Zeit muss der Dienstgeber weiter Gehalt zahlen und erhält er dafür eine Entschädigung. Für Informationen zu Ihrem Anliegen wenden Sie sich bitte an das Bundesministerium für Digitalisierung und Wirtschaftsstandort. Mit freundlichen Grüßen!*

Wunderbar – meine Theorie nimmt konkrete Formen an! Ich bedanke mich herzlich und frage bei der MA 40 erneut nach, welche Abteilung denn für Fälle wie mich im besagten Ministerium zuständig sei. Ich erhalte folgende Anweisung: *Gehen sie auf deren Homepage!* Keine freundlichen Grüße mehr. Also gehe ich auf die Homepage des prächtig sich darstellenden Ministeriums und schreibe an die allgemeine Adresse, mit dem konkreten Hinweis der MA 40 versehen, dass man wohl für mich zuständig sei. Bislang keine Antwort (to be continued?).

Ich beschließe meine Tagebucheinträge mit praktischen Hinweisen zu beenden, die man vielleicht im konkreten in die (schlussendlich nutzlosen) Maßnahmenkataloge aufnehmen könnte: Unter meinem Fenster fährt die ganze Nacht die (sehr leere) U-Bahn – wie wäre es, diese Fahrten zu streichen (während der Corona-Pandemie) und stattdessen lieber 30 Sekunden Intervalle tagsüber (in den sog. Stoßzeiten) einzuführen? Damit sich die Menschen besser verteilen und mehr Abstand halten können?

Daniel Wisser

13.03.2020

Zu meinen bleibenden Kindheitserinnerungen gehören romantische oder eher romantisierte Katastrophenszenarien. Wenn ich in den Nachrichten von Hochwasserkatastrophen überflutete Städte sah, so wollte ich auch mit einem Boot durch meine Gasse rudern. Mein Lieblingsszenario war das Eingeschlossen-Sein. An *Der Graf von Monte Christo* faszinierte mich am meisten der Teil, den Edmond Dantes im Gefängnis verbringt. Tatsächlich verdankt die Figur ihre Bildung und Weisheit, aber auch die Klarheit über ihre Situation und die davon ausgehende, später ausgeführte Rache dieser Haft.

Als Erwachsener verstand ich, dass das kindliche Gemüt die Sorgen, Ängste und Qualen der Isolation nicht kannte und unterschätzt hat. Dennoch muss ich sagen, dass solche Situationen meine Lieblingsszenarien geblieben sind. Meine Romane *Ein Weißer Elefant* und *Königin der Berge* beruhen auf physischer Isolation – und wenn man die Spielart um psychische Isolation erweitern möchte, könnten auch *Standby* und *Löwen in der Einöde* hinzugerechnet werden. Die Entscheidung dafür fällt aber, glaube ich, nicht bewusst, sondern aufgrund einer tief liegenden persönlichen Neigung.

Als ich heute morgen in einen Supermarkt gehen musste, erkannte ich, dass ich offensichtlich anders gepolt bin, als die meisten meiner Landsleute. Während es alle nach Draußen zieht, um nochmals einzukaufen, weil sie nur 48 Rollen Klopapier zu Hause haben, aber ohne 96 vorrätige Rollen Klopapier selbstmordgefährdet sind, möchte ich mich ab heute tatsächlich und ohne Ausnahme in die empfohlene Isolation begeben. Ich bin der Meinung, dass die Menschen in unserer gegenwärtigen Situation ein solches Verhalten erlernen müssen: die Praxis des Verzichts.

Aus unseren drei gegenwärtigen globalen Krisen (soziales Gefälle, Überbevölkerung, Umweltzerstörung) – und das derzeitige Ausmaß der sogenannten Corona-Krise wurde durch die Faktoren soziales Gefälle und Überbevölkerung produziert – führt nur ein einziger Weg: Verzicht. Wir müssen auf sinnloses Reisen und sinnlosen Konsum verzichten. Der Kapitalismus, der der Verursacher dieser Krisen ist,

kann nur durch Verzicht weggemacht werden. Und Verzicht ist nichts Unangenehmes, keine Entbehrung, sondern im Gegenteil der größte Luxus, den es auf der Erde gibt. Er schenkt uns Dinge, die man nicht kaufen kann: Zeit, Ruhe, Liebe und Klarheit.

Der Grund für meine Isolation ist aber gar kein ideologischer, sondern die Neigung, meinem kindlichen Impuls zu folgen. Immer schon wollte ich eine Prosaminiatur über Beethoven schreiben. Seit Jahren klappt es nicht. Heute ist mir eine alte Geschichte eingefallen. Die Geschichte eines Lehrers, den es wirklich gab. Die Geschichte eines unfreiwilligen Isolierten, der seiner Isolation schwer geschädigt entging, wegen dieser Schädigungen aber ausgelacht wurde. Es ist eine traurige Geschichte. Heute ist es gelungen, sie aufzuschreiben.

Schallplatte

Der Musiklehrer Gmoser begann im September 1955, nachdem er zweimal die Schule gewechselt hatte, im dritten Jahr seiner Lehrtätigkeit im dritten Gymnasium zu unterrichten. In der ersten Unterrichtsstunde vor der Klasse 5B legte er eine Schallplatte auf, spielte Beethovens 13. Streichquartett, Opus 130, vor und redete, bis das Läuten der Schulglocke die Stunde beendete, davon, dass er die in der Cavatina im fünften Satz vertonte Einsamkeit Beethovens erst verstanden habe, als er mit einundzwanzig Jahren nach einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg dreizehn Tage lang verschüttet gewesen sei. In der zweiten Unterrichtsstunde in der 5B legte Gmoser eine Schallplatte auf, spielte Beethovens 13. Streichquartett vor und redete bis zum Ende der Stunde darüber, dass er die in der Cavatina vertonte und durch die Wiederholung des Hauptteils ins Ausweglose gesteigerte Einsamkeit des ertaubten Beethoven erst verstanden habe, als er mit einundzwanzig Jahren nach einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg dreizehn Tage lang verschüttet gewesen sei. Nach der Stunde wurde Gmoser von zwei Schülerinnen darauf aufmerksam gemacht, dass das Streichquartett Beethovens bereits in der vorhergehenden Stunde durchgenommen worden sei. Der Musiklehrer Gmoser entschuldigte sich für

das Versehen und verließ die Klasse. In der nächsten Unterrichtsstunde legte Gmoser eine Schallplatte auf, spielte Beethovens 13. Streichquartett vor und erklärte dann, dass er die in der Cavatina vertonte Einsamkeit des damals bereits völlig ertaubten Beethoven erst verstanden habe, als er im Alter von einundzwanzig Jahren nach einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg dreizehn Tage lang verschüttet gewesen sei, ja, dass die Bezeichnung *Cavatina* und die Bedeutung des lateinischen Wortes *Cava* zeigten, dass Beethoven mit diesem Stück sein, also Gmosers, Schicksal, bereits im Jahr 1826 vorausgeahnt habe. Nach der achten Musikstunde beschwerten sich die Klassensprecher der 5B bei der Direktion darüber, dass Gmoser immer dieselbe Stunde hielt, und erfuhren, dass die Klassen 7A, 3A und 3C bereits dieselbe Beschwerde eingebracht hatten.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzeralp, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „Bella triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggla, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wissner, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.